
Christoph Sigrist

Freikirchen – kirchenfrei

Beten und Arbeiten als ökumenische Diakonie

I | II. November 2020 im Grossmünster Zürich: Arbeiten

Im Chor eines Münsters erklingen gregorianische Gesänge in monastischen Chören.¹ Seit Jahrhunderten bewahren Chöre das Gedächtnis, dass Beten und Singen die zwei Seiten derselben Medaille sind, zur Ehre Gottes und zum Heil des Menschen. Jeder Klang braucht Resonanz, eine Wand, einen Raum. Der Chor des Kirchenraums ist Resonanz. Der Chor der Betenden ebenfalls. Mensch und Raum fließen ineinander, wenn betend gesungen, wenn singend gebetet wird. Jeder Chor ist gebauter Klang des Gebets, klingender Bau des Glaubens.

So ist es auch im Grossmünster in Zürich. Vor Corona kamen am Samstag jeweils bis zu 4.000 Personen in den Kirchenraum, im Jahr 2019 insgesamt rund 650.000 Personen. Christinnen und Christen, Muslime und Muslimas, Menschen jüdischen Glaubens, Buddhistinnen und Buddhisten, Atheistinnen und Atheisten. Sie singen und summen, trommeln und lallen, schweigen und meditieren, vor der Corona-Krise, während des Corona-Lockdowns und auch nach einer Beruhigung der Corona-Pandemie.

So war es jedoch nicht immer. Ulrich Zwingli, Reformator in Zürich, begann am 1. Januar 1519 als Leutpriester am Grossmünster zu arbeiten. Er sang mit den 24 Chorherren im Chor, die Laudes, das Salve Regina. Er sang die Messe. Er nahm die Beichte ab. Sieben Jahre später war nichts mehr wie zu Beginn. Statt Chorherren stritten Theologen nun mit aufgeschlagenen Bibeln aller Ursprachen über die rechte Übersetzung in der sogenannten Prophezei, der Bibelschule, die ihren Namen vom 1. Korintherbrief herleitete: „Von den Propheten aber mögen zwei oder drei reden, die anderen sollen es prüfen. Wenn aber ein anderer, der dasitzt, eine Offenbarung empfängt, soll der erste schweigen.“ (1 Kor 14, 29 f). Statt der Laudes gab es Applaus für die Erstausgabe der Zürcher Bibel von 1531. Statt des Salve Regina vor dem Marienaltar gab es tägliche Auslegung der biblischen Bücher auf dem Kanzelboden des Lettners. Nicht mehr der Gesang der Messe, der vom heiligen Chor durch das Gitter ins Kirchenschiff verhallte. Sondern das gebrochene Brot im Kirchenschiff, gereicht von den „Heiligen“, so nannten die Reformatoren die Glaubenden, auf Augenhöhe am Tisch. Keine Beichte mehr, keine Leichenmähler, kein „Gemöhl“, wie es Zwingli aus-

¹ Vortrag im Rahmen des online durchgeführten Studientags der Theologischen Hochschule Elstal vom 7. April 2021.

drückte, als Gebet. Sondern: Armutsbekämpfung, Arbeitsbeschaffung, Bildung. Durch diesen Dreiklang veränderte sich die Atmosphäre im Chor radikal: An die Stelle des Klangs trat die Diskussion, an jene des Gebets die Arbeit, und das Streitgespräch löste die Andacht ab.²

Diese tiefgreifende Transformation des Chors im Grossmünster vom Gebetsraum zur Studierstube wurde für die drei öffentlich-rechtlich anerkannten Kirchen der Stadt Zürich kurz vor der zweiten Welle in der Corona-Pandemie zum Sprungbrett, um Schritte ins Offene, nach vorne zu wagen. Die Präsidentinnen und Präsidenten der Kirchen unterschrieben hier am 11. November 2020, am Martinitag, das sogenannte „Corona-Manifest“. Die Kirchen ließen sich erstens von der Schwingung zwischen Tod und Gott zu grundlegenden Fragen anregen:

„Erste Kernfrage: Wie gehen wir um mit den sozialen Folgen der Epidemie, was ist unser Auftrag angesichts des vielfältigen Leids? Wo sind wir gerufen zu helfen? Was können wir speziell beitragen zur Linderung von Not, was Staat und soziale Vorsorge nicht leisten können? (...)“

Die zweite Kernfrage lautet: Wie gehen wir um mit Gebrechlichkeit und Tod? Nicht nur der Tod ist in unserer Gesellschaft verdrängt, auch die Frage nach Gott wird nur noch im privaten, intimen Bereich zugelassen. (...)“

Die dritte Kernfrage lautet: Wie können wir die Glaubenserfahrungen aller Gemeinschaften der jüdisch-christlichen Tradition in dieser speziellen Situation fruchtbar machen? (...)“

Die letzte und entscheidende Kernfrage lautet: Wie können wir Kirchen unsere Hoffnungsbotschaft glaubwürdig verkünden, so dass sie den Menschen heute Trost, Zuversicht und Mut zu gemeinschaftlichem Handeln spendet? Dass Gott im Leben der Kirche spürbar und lebendig wird?“³

Zweitens erinnerten sich die Kirchen an die ökumenische Diakonie im Kirchenraum:

„Am 11. November gedenken die Christinnen und Christen der römisch-katholischen und christkatholischen Tradition dem heiligen Martin. Martin teilt als Bischof seinen Mantel mit den Armen und wird so Inbegriff kirchlicher Hilfe an und mit Benachteiligten, die caritativ oder diakonisch genannt wird. Im Grossmünster Zürich, der Mutterkirche der Zürcher Reformation, ist in Stein der Spruch Ulrich Zwinglis gemeisselt: ‚Tut um Gottes Willen etwas Tapferes‘. Seit 500 Jahren steht das Grossmünster für Erneuerung und Innovation des sozialen Zusammenlebens, das von Kirche und Staat Hand in Hand immer neu zu verhandeln ist.“⁴

Drittens verpflichteten sie sich angesichts des Sterbens und der Isolation im Lockdown zu sieben Leitsätzen:

² Vgl. zu dieser Transformation: SIGRIST, CHRISTOPH: KirchenDiakonieRaum, Zürich 2014, 147-171.

³ Corona-Manifest der Zürcher Kirchen, URL: <https://www.reformiert-zuerich.ch/home/home~1666/corona-manifest-der-zuercher-kirchen/52532/>, Zugriff: 10.3.2021.

⁴ Ebd.

- „1. Niemand bleibt allein. Mit Blick auf Advent und Weihnachten besuchen wir noch achtsamer Kranke, Gefangene, Einsame und Sterbende.
2. Nähe suchen trotz Hindernissen. Mit Blick auf das Jahr 2021 verpflichten wir uns zur ökumenischen, diakonischen Tapferkeit. Social distance heisst human contact. Menschliche Nähe in Kirchenkreisen, Pfarreien und Nachbarschaften einrichten.
3. Tabus aufbrechen. Mit Rückblick auf Allerheiligen und im Ausblick auf den Toten- und Ewigkeitssonntag führen wir öffentliche Debatten über Tod und Gott durch.
4. Niemand stirbt allein. In Heimen und Spitälern gilt im Zusammenspiel von Seelsorgenden und Verantwortlichen, situativ abzuwägen und individuelle Begleitung zu ermöglichen, statt sie zu verbieten: Kein sozialer Tod vor dem realen Tod. Kein Mensch soll einsam und isoliert sterben müssen!
5. Mensch-Sein ist mehr als Gesund-Sein. Soziale Bedürfnisse sind neben den gesundheitlichen Bedürfnissen gleichwertig wahrzunehmen.
6. Freiwilliges Engagement fördern. Die Arbeit mit Gruppen und Freiwilligen ist mit den Schutzmassnahmen der Behörden kreativ und mit Phantasie vor Ort weiterzuführen und zu fördern.
7. Diakonie-Kongress durchführen. Sobald es die Situation wieder zulässt, ist ein dringlicher Diakonie-Kongress unter Einbezug der entsprechenden Fachpersonen von Kirche und Gesellschaft einzuberufen.“⁵

Pfarrpersonen, Sozialdiakoninnen und Sozialdiakone, Seelsorgende, Freiwillige und Ehrenamtliche machten sich an die Arbeit, den Menschen in ihrer Einsamkeit zu helfen, beim Sterben, im Begleiten der Angehörigen, in der öffentlichen Debatte über die quälende Frage: „Darf eine Gesellschaft den Tod in Kauf nehmen?“⁶

Im Chor des Grossmünsters entstand an diesem 11. November 2020 ein für die Not der Menschen responsiver Chor helfenden Handelns in der Stadt Zürich. Durch die öffentliche Debatte über die schweizerischen Todeszahlen der Corona-Opfer, die dadurch entstandene Irritation, dass nicht mit gleicher Sensibilität an andere Menschen, die an Krebs, an Herzinfarkt und durch Unfall gestorben sind, gedacht wird, und durch die föderalistische Reibung zwischen Kantonen und Bund hinsichtlich der Verantwortlichkeiten von Impfungen, Schließungen und Öffnungen wird dieser Chor aktuell – ein Jahr nach Ausbruch des Virus – ungemein verstärkt.

2 Reflexion

2.1 Diakonische Praxis

Was hat dieses kirchliche Corona-Manifest in Zürich mit der theologischen Ausbildung in Elstal zu tun? „Zentrale Aufgabe der Diakoniewissenschaft ist es, allgemein helfendes Handeln als spezifische diakonische Praxis zu verstehen.“⁷ Es gehört zur

⁵ Ebd.

⁶ So das Thema des zweiten sogenannten Corona-Talks, das in Weiterführung des Corona-Manifests am 26. März 2021 im Grossmünster durchgeführt wurde. Vgl. URL: https://www.telez.ch/tele-z-aktuell-beitrag-26-03-2021-b1_24180/, Zugriff: 28.3.2021.

⁷ SIGRIST, CHRISTOPH: Diakoniewissenschaft, Stuttgart 2020, 12.

Essenz theologischer Bildungsarbeit, die Wirklichkeit der Schöpfung im Horizont der Wahrheit des Schöpfers wahrzunehmen. Mit anderen Worten: Das Geschäft der Theologiestudierenden ist es, nachzudenken, was Gott vorgedacht hat. Gottes Denkleistung, so halten die neutestamentlichen Briefe fest, liegt darin, Menschenfreundlichkeit und Liebesfähigkeit als Wirkung von Gottes Inspiration und Geistkraft zu interpretieren: Gott zeichnet sich durch Menschenfreundlichkeit aus (Tit 3, 4). Gott ist Liebe in Person (1 Joh 4, 16). Göttliche und menschliche Liebe geraten zueinander in Schwingung, sie bilden Resonanzräume diakonischer Praxis.

Mit dem Begriff des Resonanzraums diakonischer Praxis eröffnen sich zwei theoriegeleitete Horizonte. Einerseits wird mit dem Begriff Resonanz des Soziologen Hartmut Rosa der Blick auf die beiden Stimmgabeln frei, die die Liebe Gottes und die Liebesfähigkeit des Menschen in ein schwingendes, ja vibrierendes Verhältnis zueinander setzen, ein heisser Draht voller Affekte und Emotionen.⁸ Durch Gottes schöpferische und inspirierende Kraft angerührt, antwortet der Mensch und wirkt schöpferisch und fantasievoll. In dieser göttlichen und ach so menschlichen Vibration gilt es dabei eines festzuhalten: Die vibrierenden Drähte sind nicht Christen vorbehalten, auch nicht den sich gegenüber „Ungläubigen“ als „Gläubige“ bezeichnenden Christen. Gott ist Schöpfer der ganzen Welt und aller Menschen. Vibrierende Drähte können als christliche Drähte interpretiert werden, sie werden jedoch auch muslimisch und agnostisch gedeutet. Drähte bleiben substantielle Drähte, religiöse Deutungen bleiben subjektive Interpretationen.

Aus dieser fundamentalen Einsicht folgt zweitens, dass helfendes Handeln als spezifisch diakonische Praxis gedeutet werden kann, jedoch nicht muss. Gerade die Begleitung auf Intensivstationen in Spitälern führt drastisch vor Augen, dass Pflegende mit unterschiedlichen Kulturen und Religionen die Beatmungsgeräte bei Patienten jeglicher Couleur bedienen. „Spezifisch diakonische Praxis ist allgemein menschliches Handeln. Allgemein menschliches Handeln kann als spezifisch diakonische Praxis interpretiert werden.“⁹

2.2 Resonanzraum sorgender Gemeinschaft

Helfendes Handeln kann theologisch als spezifische Form diakonischer Praxis anhand der dogmatischen Bestimmungen des christlichen Glaubens interpretiert werden. Angesichts der Sprachfähigkeit des Glaubens in einer sich immer mehr ausdifferenzierenden, pluralen Gesellschaft, habe ich zusammen mit Heinz Rügger den Wechsel vom zweiten auf den ersten Glaubensartikel gewagt.¹⁰ Wenn wir schöpfungstheologisch argumentieren, dann bleiben wir im christlichen Deu-

⁸ Vgl. zum Resonanzbegriff: ROSA, HARTMUT: Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin 2018.

⁹ SIGRIST, Diakoniewissenschaft 14f (wie Anm. 7).

¹⁰ Vgl. dazu: RÜEGGER, HEINZ/SIGRIST, CHRISTOPH: Diakonie – eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handels, Zürich 2011, 29-41; 123-129.

tungsrahmen. In kontrovers geführten Debatten mit Diakonissen und Direktoren stellen wir dabei ein entlastendes Moment fest: Die christologische Begründung, welche im Laufe der Diakoniegeschichte tiefe Spuren in der diakonischen Existenz hinterließ, verliert an Absolutheit. Dadurch wird Druck von den Helfenden genommen. Auch mein Vater, Diakon der ersten Stunde in der Schweiz, hat mir solche Prägungen hinterlassen: *Ein Christ ist immer im Dienst. Diakonie kommt vom Staub fressen und sich bücken. Christus opferte sich für uns auf, deshalb ist meine Selbstaufopferung Nachfolge Christi.* So seine Worte. Ich habe in meiner Berufung als Pfarrer mit Leib und Seele lernen müssen: **Ein Christ ist immer im Dienst.** Diakonie beinhaltet eine Beauftragung im aufrechten Gang. Selbstaufopferung missbraucht das Helfen zu eigenen Zwecken und verliert die Not des andern aus den Augen.

Mich interessieren nun weniger die theologischen Debatten diakonischer Praxis, sondern die Auswirkungen helfenden Handelns als kirchlichen Handelns im Sozialraum gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Zuerst zur kirchlichen Ausgestaltung: Theorieleitend erscheint mir hier das Denkmodell von Rosa hilfreich, um das Kirchesein als sorgende Gemeinschaft zu beschreiben.¹¹ Dabei geht es mir um den einfachen und doch sehr grundlegenden Dreisatz:

- Gott sorgt für den Menschen. Er befähigt ihn. Er ermächtigt ihn.
- Der von Gott ermächtigte Mensch sorgt sich um andere. Er befähigt sie. Er ermächtigt sie.
- Indem er sich für andere sorgt, sorgt der befähigte und ermächtigende Mensch für sich selbst.

Diese Grundform christlich begründeter Nächstenliebe ist jüdisches Erbe und kann mit Rosa als „bidirektionale Schwingung in spielerischer Form“ umschrieben werden.¹² Aus dieser Schwingung entsteht ein Raum, ich nenne ihn sorgende Gemeinschaft. Dieser Raum ist voller spielerischer Schwingung, eingebunden durch drei Resonanzachsen. Diese Resonanzachsen bestimmen Kirche als sorgende Gemeinschaft. Die Horizontale nimmt die harte und tägliche Arbeit mit Freiwilligen in den Blick. Die Vertikale lenkt das Augenmerk auf unverfügbare und unbezahlbare Augenblicke und Räume, wo „ghuto“ als „das Angerufene“, so der mittelhochdeutsche Begriff „Gott“, gegenwärtig erfahren, empfunden und gespürt wird. Die diagonale Achse öffnet den Horizont nicht nur für Rituale und Devotien, Sakramente und Predigt, sondern auch für Mails, Instagram, Facebook, Karten und Briefe, Videocalls und Zoom, die resonanztechnisch aufgeladen werden. Alle drei Achsen bilden nach Rosa einen „sensorischen Resonanzverbund, in dem die drei Achsen sich gegenseitig zu aktivieren und zu verstärken vermögen.“¹³

¹¹ Vgl. zur sorgenden Gemeinschaft: SIGRIST, Diakoniewissenschaft 132-134 (wie Anm. 7).

¹² ROSA, Resonanz 279 (wie Anm. 8)

¹³ A. a. O. 443.

Diese gegenseitige Aktivierungs- und Verstärkungsdynamik erlebe ich in Kirchengemeinden seltsam genug unter Schwachstrom, hervorgerufen von einer – angesichts des dramatischen Mitglieds- und gesellschaftlichen Bedeutungsschwunds seltsam anmutenden – Priorisierung und Fokussierung auf das sogenannte „Kerngeschäft“. Als ob der Kern des Evangeliums in der Hierarchisierung kirchlicher Berufe, der Zentralisierung von administrativen Diensten und der Ökonomisierung mittels Kennzahlen und Optimierungsstrategien läge! Der Kern des Evangeliums liegt darin verborgen, dass Gott gegenwärtig ist in unserer Welt. Kirchengemeinden schreiben sich die Sorge dieser göttlichen Gegenwart auf ihre Fahne. Sie sorgen sich beim Feiern, Bilden, Helfen und Aufbauen von Gemeinschaft. So leben sie. So entstehen Räume in ihrer signifikanten Dreidimensionalität. Verliert die sorgende Gemeinschaft die Vertikale, wird sie zum auswechselbaren Sozialunternehmen. Bricht ihre Horizontale weg, verkümmert sie zum irrelevant gewordenen *ex opere operato* hinter dem Gitter, das die Menschen aus den Augen verliert. Fällt die Diagonale weg, fehlt die Tiefendimension solidarischer Gemeinschaft.

Alle drei Achsen bilden das Koordinatennetz des sogenannten Kerngeschäfts kirchlicher Arbeit: zulassen, entstehen lassen, loslassen, sich unverfügbare Augenblicke schenken lassen, in denen gegenwärtig wird: Ich werde gehört, ich werde gesehen, ich bin gemeint. Also das pure Gegenteil von Geschäften und „Kirche machen“! Das Kerngeschäft der Kirche entpuppt sich im Kern als Lebensaufgabe, den Geschenkcharakter von allem sorgsam zu wahren und zu schützen. Sorgende Gemeinschaften überraschen sich und andere immer wieder damit, dass gesorgt ist beim Sorgen, weil die Vögel auf dem Baum zwitschern und die Lilien auf dem Feld blühen. Solch kirchliche Überraschungseffekte sorgender Gemeinschaften sind für das Gemeinwesen nicht nur in Krisenzeiten mehr als Gold wert.

2.3 Urbane Diakonie

Kirchliches Handeln hat also die Gestalt sorgender Gemeinschaft. Sorgende Gemeinschaft jedoch stellt sich nicht im luftleeren Raum ein, sondern im Sozialraum gesellschaftlichen Zusammenlebens. Ich versuche seit ein paar Jahren, diesen sorgenden Aspekt kirchlichen Lebens im Sozialraum mit dem Begriff der Urbanen Diakonie zu bestimmen.¹⁴ Was meine ich damit?

Ich bin überzeugt, dass das Quartier und die Nachbarschaft konstitutiv für eine Kirche sind, die sich um die Menschen sorgt. Menschen, die sich in Kirchen freiwillig oder angestellt engagieren, sorgen sich um das Quartier. Sie werden zu Quartier-Macherinnen und -Machern. Sie stiften Gemeinschaft auf Plätzen und in Zentren. Sie machen das Quartier fiebrig für die gemeinsame Sache: zueinander schauen, miteinander anpacken, füreinander da sein. Was die Corona-Lockdowns der vergangenen Monate in Stadtteilen und Quartieren an die Oberfläche gespült haben, liegt in Kirchengemeinden schon lange auf der Hand und geht unter die Haut:

¹⁴ Vgl. SIGRIST, Diakoniewissenschaft 122-127 (wie Anm. 7).

Die Kunst gelingenden Lebens liegt darin, gastfreundliche Orte einzurichten, wo der Fremde als Gast zum Gastgeber des Gastgebers wird. Diese grundlegende Einsicht von Jacques Derrida, der theoriegeleitet durch die Arbeiten von Emmanuel Lévinas das fremde Andere als normativ für das bekannte Eigene bestimmt und das Eigene in der Begegnung mit dem Andern lokalisiert, verändert die diakonische Praxis zur Kunstlehre helfenden Handels.

Was meine ich damit? Ich meine damit zum Beispiel das Projekt Hoch 3 im Stadtteil Zürich Witikon. Mitten im Herzen des Quartiers hat sich die Kirchgemeinde entschlossen, das urbane Quartier dreimal hochleben zu lassen: Hoch lebe Gastfreundschaft als Resonanz göttlicher Nähe. Hoch lebe das freiwillige Engagement als Resonanz menschlicher Nähe. Hoch leben Fantasie und Kreativität als Tiefendimensionen alltäglicher Hilfe. Gastfreundschaft als 3D-Bild versetzt seit Monaten das Quartier in Schwingung. Nicht nur kirchliches Leben bricht auf. Quartier und Kirchgemeinde werden zu einem Hotspot nachbarschaftlicher Hilfe und fließen ineinander über. Aus diesem Hotspot fließt heiße Lava. Die Lavaströme suchen sich ihre Wege ins Quartier. Auf der kalt geworden Lava bricht dank Grünkraft neues Leben auf.¹⁵

Ich spreche bewusst von der in der mystischen Tradition beheimateten Grünkraft. Mit diesem Bild werden drei Dimensionen urbaner Diakonie offengelegt. Erstens wächst Urbanität von unten; sie wird nicht von oben beschlossen. Solche Graswurzelbewegungen überraschen zum Zweiten mit ihren Grünflächen an nicht kirchlich verordneten Plätzen. Kirchenräume werden umgenutzt, öffentliche Plätze füllen sich mit neuem kirchlichem Leben. Drittens spannt Grünkraft eine intergenerative Zeitachse auf. Die Karotte kann nicht aus dem Boden gezogen werden, damit sie schneller geerntet werden kann. Wachstum bringt Generationen zusammen. Warum nur wird diese paulinische Einsicht immer wieder durch das geschäftliche Getue kirchlicher Arbeit zugedeckt (vgl. 1 Kor 3,6ff)! Der Generationenvertrag als Gesellschaftsvertrag wird durch diese schöpferische Grünkraft responsiv.

3 Kirchen als Orte ökumenischer Diakonie

Ich habe bis hier zu beschreiben versucht, wie helfendes Handeln als spezifische Form diakonischer Praxis, also kirchlichen Handelns im gesellschaftlichen Raum zu interpretieren und zu deuten ist. Ich ging dabei von der spezifisch schweizerischen Diakonielandschaft aus, die Diakonie nicht in einem Diakoniewerk mit 500.000 Mitarbeitenden und 700.000 Freiwilligen verortet, sondern diakonische Praxis in erster Linie als kirchliche Form der Gemeinwesenarbeit im Sozialraum versteht. Die Geschichten der Diakonie in Deutschland und der Schweiz mögen aus denselben Wurzeln und Samen entstanden sein. Die Äste und Bäume sind jedoch grundlegend verschieden. Dies lernen Sie in Elstal, solches lehre ich in Bern.

¹⁵ Vgl. Urbane Diakonie, URL: <http://urbanediakonie.ch/CMS/de-CH/Projekte/Zuerich.aspx>, Zugriff: 17.3.2021.

Wird der Blick nicht auf die Organisation oder das diakonische Unternehmen gelenkt, sondern auf das Gemeinwesen, treten Kirchen und Allmenden, als gemeine Räume, in den Vordergrund.

Zuerst zu den Kirchen. Kirchengemeinden bringen drei Ressourcen in ein Gemeinwesen ein, um Nachbarschaft zu „machen“: Kirchen und kirchliche Räume an besten Lagen, ein ungemein großes Freiwilligennetz sowie ein christliches Menschenbild, das den Menschen nicht als Kunden, nicht als missionarisches Ziel, auch nicht als Steuerzahler verzweckt, sondern als Menschen an sich sieht.

Kirchenräume geraten in den Fokus des Gemeinwesens. Die zeitliche Nutzungsverschiebung – weg vom Sonntagmorgen hin zu den Werktagen –, sowie die Umnutzung und Nutzungserweiterung zu anderen Zwecken war in den letzten 30 Jahren eine signifikante, im letzten Jahrzehnt eine dramatische Herausforderung für die Eigentümerin dieser Kirchenräume, also für die Institution Kirche oder, wie in ihrem Fall, für die Institution Diakonie. Mit Blick auf die Nutzungen als Gastraum, Schutzraum und Sakralraum sowie auf die ökumenische, ja interreligiöse Horizonterweiterung des Raums stellen sich zahlreiche Fragen.

Ich plädiere dafür, im nächsten Jahrzehnt Kirchen als Orte ökumenischer Diakonie zu nutzen, umzunutzen, abzureißen, neu aufzubauen. Ich ärgere mich, wenn die Öffentlichkeit immer von den leeren Kirchen redet. Leer sind die Kirchen nie! Wenn sich die Gottesdienste am Sonntagmorgen leeren, heißt das nicht, dass sich die Räume am Werktag nicht immer mehr füllen. Am Grossmünster kamen 2003 geschätzte 100.000 Personen in den Raum. 2019 waren es gezählt rund 650.000 Menschen, die das Grossmünster aufsuchten. Denken Sie nicht, das seien alles nur „Touristen“, das ist eine unchristlich anmutende Abwertung. Religiöses Empfinden bindet sich heute nicht mehr an die Institution, sondern an den Raum, unabhängig, in welcher Konfession man Mitglied ist, jedoch sehr geprägt durch die konfessionelle Einbindung als Kind.

Zu dieser räumlichen Anbindung religiöser Erfahrung kommt die ökumenische Ausweitung liturgischer und diakonischer Nutzung von Kirchenräumen. Auch hier spricht meine 20-jährige Erfahrung am Grossmünster Bände: Zwei Eindrücke aus der Praxis dazu:

Ein erster Eindruck: Am Ostersonntagmorgen einerseits setzt sich die Hundertschaft an Zuhörenden folgendermaßen zusammen: 20 % der Besuchenden sind katholisch geprägt, was daran ersichtlich ist, dass sie sich bekreuzigen. Dazu kommt die durch die jährliche Zahl der Menschen, die aus der Institution Kirche austreten, empirisch erhärtete Tatsache: Der Prozentsatz an Nicht-Kirchenmitgliedern steigt dramatisch. Eine weitere Beobachtung, die ich in der Seelsorge subjektiv wahrnehme: Ich vermute, dass keine 5 % der Anwesenden im Gottesdienst die Auferstehung Christi als leibliche Auferstehung im Sinne eines nach heutigem Verständnis historisch zu bezeichnenden Ereignisses deuten, sondern als für den christlichen Glauben konstitutives ... ja, hier fehlen dann die Worte: Geheimnis höre ich, Bild, Symbol, Kraft verstehen.

Eine zweite Erfahrung: An den Samstagnachmittagen helfen ich und andere Pfarrpersonen Besuchenden anderer Religionen mit ihren Sorgen und Nöten, indem wir im Talar präsent im Raum uns bewegen, geistliche Impulse gestalten, in Gespräche involviert werden. Menschen wollen als Gäste behandelt werden. Menschen suchen Schutz und Hilfe. Menschen wollen verwandelt werden, d. h., sie wollen anders herausgehen, als sie hineingekommen sind. Deshalb werden Kirchen in Zukunft immer mehr zu Orten ökumenischer Diakonie. Sie haben vielleicht gemerkt, dass ich Ökumene nicht konfessionspolitisch deute, sondern vom griechischen Begriff her global verstehe: als *oikouménē*, das ganze Haus Welt vor Augen, das sich im Kirchenraum trifft.

4 Gemein(de)räume als Orte interreligiöser Diakonie

Nun zu den Allmenden, den öffentlichen Plätzen. Sie sind Oasen für die Stadtseele. Sie sind nicht privatisierbare Orte für alle Bewohnenden, diejenigen mit Papieren und diejenigen ohne Papiere, Bürgerinnen und Bürger, Zugewanderte, einfach alle. Solche Plätze geraten in den Fokus, wenn die Stadt durch das Virus stillgelegt wird. Wenn nichts mehr geht, wird der Stillstand responsiv. Wenn die Welt verstummt, beginnt die Stille zu klingen. Wenn die Läden dichtmachen, öffnen sich die Kirchen nach draußen. Wenn alles dunkel wird, beginnen die Kirchenfenster zu leuchten.

Corona lässt grüßen. Wir in der Citykirchenarbeit Tätigen haben im vergangenen Jahr den öffentlichen Raum draußen vor den Türen der Kirchen wieder neu entdeckt. Weil dieser Raum von allen Menschen belebt wird, weitet sich die konfessionell gebundene Diakonie im Kirchenraum zur interreligiös offenen Diakonie auf den gemeinen Plätzen und Räumen. Hier verorten sich in überraschend neuer Form diakonische Aufbrüche im Zusammenspiel mit Behörden und Kulturen. Die Aufbruchsstimmung ist groß, wenn alles abbricht. Die Bürokratie tritt in den Hintergrund, wenn außerordentliche Situationen außerordentliche Sofortmaßnahmen erfordern.

Ein Beispiel dafür war das Hoffnungsfeuer mitten auf der Limmat, dem Fluss, der durch die Altstadt von Zürich fließt. Es brannte im vergangenen Advent vier Wochen, sieben Tage und sieben Nächte. Die Berufsfeuerwehr und die Stadtpolizei bekamen den Befehl der Kommandanten, mit denen ich befreundet bin, alle zwei Stunden Holzscheite aufs Feuer zu legen. Es gibt auch in Deutschland keine reformierten Holzscheite, keine katholischen, hinduistischen oder atheistischen Hölzer. Alle Menschen sind aus dem gleichen Holz geschnitzt. Abends setzten Pfarrpersonen und sozialdiakonische Arbeitende geistliche Impulse ins Netz. Hunderte standen rund um das Limmatbecken, sinnierten, meditierten, dachten nach. Orte interreligiöser Diakonie.¹⁶

¹⁶ Vgl. dazu REFORMIERTE KIRCHE KANTON ZÜRICH: Hoffnungsfeuer auf der Limmat, URL: <https://www.zhref.ch/advent-events-2020/hoffnungsfeuer-auf-der-limmat>, Zugriff: 17.3.2021.

5 Freikirchen – kirchenfrei – Hilfe! Hilfepluralismus

Durch diesen Blick auf Kirchenräume und Allmenden wird deutlich, dass die organisatorisch und institutionell tradierte Form der Freikirchen und Landeskirchen durch neue Formen kirchlicher und religiöser Organisationen abgelöst werden. Ich unterscheide heute fundamentalistische und liberale Paradigmen, die unabhängig von kirchlichen Organisationen eigene Gemeinschaften im Gemeinwesen bilden. Freikirchen, von (Landes)kirchen frei, tragen zum Transformationsprozess des institutionell kirchenfreien Lebens und Glaubens, Helfens und sich Helfenlassens durch Verpflichtung, Gemeinschaft und „Clubmentalität“ bei. Damit werden die Strukturen des helfenden Handelns aus ihren institutionell kirchlichen und religiösen Musterungen befreit. Helfen im Gemeinwesen ist zum Chor unterschiedlichster Hilfelogiken geworden. Hilfe, wir helfen! Dieses Spannungsfeld unterschiedlicher Hilfesysteme überfordert das kirchliche Bodenpersonal, weil das Helfen immer mehr den kirchlichen Rahmen verliert. Not fällt aus dem Rahmen von Konfessionen und Glaubensüberzeugungen heraus. Wer in die Stadt oder das Quartier schaut, kommt heutzutage nicht mehr auf die Idee, einen evangelischen Krankenpflegeverein zu gründen. Hier liegt der Ansatz diakoniewissenschaftlicher Arbeit, Helfen im Hilfe-Clash neu zu verorten.¹⁷

6 3. April 2021 auf dem Grossmünster: Beten

Eine Form dieser neuen Verortung entstand in Zürich vor einem Jahr und wurde zu Ostern in diesem Jahr wiederholt. Ich wurde im Erleben der stillgelegten Stadt von unterschiedlichen Bewohnerinnen und Bewohnern rund um das Grossmünster gefragt, ob ich nicht etwas vom Turm rufen könne. Aus meiner ersten Gemeinde in den Ostschweizer Bergen kenne ich den Alpsegen. In einer Nacht- und Nebelaktion habe ich den aus der katholischen Tradition stammenden Segen urbanisiert: Statt Ave Maria ein „Bhüeti Gott“, statt der Heiligen die Bewohnenden der Stadt mit ihren Religionen. Mit diesem gesungenen Segen vom Turm geschah etwas Archetypisches. Ein heiliger Klangkreis ertönte um das Grossmünster und um die Stadt. Ein Schutzraum gegenüber den Gefahren des Virus? Die Resonanz auf diesen Segen lässt mich erahnen, dass das ursprünglich im Chor des Grossmünsters beheimatete Gebet nun seinen neuen Resonanzraum in der Stadt gefunden hat.

Bhüeti Gott!
 Es walti Gott und sini Geischtchraft,
 Mänsch und Hab, und alles, wo da ume isch,
 bhüet eus d’Müettere und Vätere i Jesus Christus,
 Chind und Chegel,

¹⁷ Vgl. zu den unterschiedlichen Systemen der Diakonie: SIGRIST, Diakoniewissenschaft 79-86 (wie Anm. 7).

Alti und Jungi,
Richi und Armi
Chranki und Gsundi,

bhüet eus die,
wo glaubed und die wo nöd glaubed,
die wo eus allne Städtvätere und Stadtmüettere sind,
Stadtchind, Stadtschwöschtere und Stadtbrüedere.

Bhüet eus Gott alli Chrischte und Chrischtinne,
bhüet eus Gott alli Muslimas und Muslime,
bhüet eus Gott alli Jüdinnen und Jude,
bhüet eus Gott alli Schwöschtere und Brüedere
mit ihrem hinduistischen Glaube,
em buddhistische und em shintoistische Glaube.

All eusere heilige Tier, Fisch, Pflanze i eusere Stadt,
i euserem Land und uf de ganze Erdä.

Bhüeti Gott!
Bhüet eus Gott vor böser Stund,
eus alli im ganze Rund,
bhüet eus Gott vor Wetterschlag,
vor Chranked, Durscht und jedere Plag.
Mer sind wach, achtsam und tapfer,
hebed zuenand
i Gott's Name.

Bhüeti, bhüeti, bhüeti Gott!

Summary:

Starting from the Corona-manifesto of the churches of Zurich concerning charitable endeavours promoting an appropriate and humane neighbourliness under the conditions of the pandemic, the church and free-church activities, especially in the realm of social welfare activities, are developed as a resonance chamber that contains vibrations emanating from God, and which animate and connect people, irrespective of their religious affiliations. This is reflected upon with respect to welfare practice, caring community and urban social welfare. Using this approach, churches and church buildings function as places of ecumenical and interreligious welfare that openly approaches and accepts people holding all manner of world-views. Free churches play a particular part in this transformation process by releasing social welfare activities from their institutional church and religious patterns.

Prof. Dr. Christoph Sigrüst, Titularprofessor für Diakoniewissenschaft an der Theologischen Fakultät der Universität Bern, Pfarrer am Grossmünster Zürich, Kirchgasse 15, CH-8001 Zürich; E-Mail: christoph.sigrüst@reformiert-zuerich.ch.